

Regina Brandl

Theologie der Befreiung – befreiende Kirche?

Erfahrungen einer Studienreise nach Peru¹

Ich sitze vor meinem Tagebuch aus Peru: dreieinhalb Jahre (August 1988) liegt nun diese Reise zurück. Bilder steigen in mir auf, Eindrücke beleben sich wieder, Gefühle kommen hoch. Wie ein innerer Film, sehr fern und doch wiederum erstaunlich lebendig und präsent, lasse ich diese 5 Wochen an mir vorüberziehen.

Es ist ein Bericht, der aus einem zeitlichen, vor allem aber auch räumlichen Abstand heraus erzählt wird, es ist ein Versuch einer neuerlichen Annäherung und Auseinandersetzung nach einer gewissen Distanz.

Die Reise war eine Studienreise von 20 TheologInnen aus Deutschland und Österreich. Das Ziel war, die Theologie der Befreiung vor Ort zu erleben und besser kennenzulernen.

1. Erster Eindruck – Lima

Lima ist eine faszinierende und abschreckende Stadt, eine Stadt der extremen Gegensätze. Der Dunst hängt den ganzen Tag über den Häusern, wie eine Glocke, nur am Mittag kommt manchmal die Sonne durch. Hektik prägt die Straße, wilder Verkehr, wildes Hupen, viele Menschen, Straßenhändler, Geldwechsler, Militär. Einerseits drängen die Menschen in den Straßen, andererseits liegt vor uns die Placa des Armas, ein Platz, von Kathedrale und Regierungsgebäuden gebildet, menschenleer, man darf ihn nicht überqueren, darauf nur zwei Wasserwerfer, Symbole der Militärpräsenz.

Spanische Architektur im Zentrum steht im Gegensatz zu den Slums in der Wüste. Riesige Villen in bewässerten Gärten grenzen sich durch bewachte Mauern von den Mattenhütten der Armen im unfruchtbaren Sand ab.

Der Dollarkurs bestimmt den Tag. Die wirtschaftliche Abhängigkeit von den USA ist dauernd spürbar. Ganze Straßen sind den Geldwechslern vorbehalten. Wieviel steht heute der Inti? Erst im Hochland wird diese Frage nebensächlich.

Straßenhändler prägen das Bild. Mit welchen Dingen hier Geschäft gemacht wird, was alles auf der Straße verkauft wird! Frauen sitzen vor einem einzigen Kuchen, den sie stückweise verkaufen, kleine Jungen verkaufen Zigaretten, einzelne Zigaretten, es ist kaum möglich, ein ganzes Päckchen zu bekommen. Kinder arbeiten, um überleben zu können, Kinder leben auf der Straße, heimatlos, ohne Zukunft.

¹ Studienreise „Ganzheitliche Verkündigung“ Analyse und Perspektiven 20 Jahre nach Medellín. Organisiert vom Institut für Katechetik und Religionspädagogik der Universität Salzburg.

Das Elend in Peru – Armsein bedeutet eine besondere Art zu sein, so wird Gustavo Gutiérrez nicht müde zu betonen. Es ist eine spezifische Weise zu leben, die wir gutsituierten Europäer nicht nachvollziehen können. Wir sind reich, das spürte ich auf Schritt und Tritt. Wir konnten alles kaufen. Für uns Gringos ist Peru äußerst billig. Auch die riesigen Preiserhöhungen, die für weite Teile der Bevölkerung eine drastische Verschlechterung brachten, waren für uns nicht besonders bemerkbar. Diese Erhöhungen waren aber nur der Anfang – in den letzten drei Jahren hat sich die Situation ständig verschlechtert. Es ist für mich kaum noch vorstellbar, wie die Armen überleben können.

Messe für die Verschwundenen und Getöteten

Gib uns ein Herz, groß für die Liebe, gib uns ein Herz, stark für den Kampf! Woher nehmen die Menschen angesichts von so viel Unrecht und Gewalt ihre Hoffnung, ihre Kraft und ihren Mut? Ist es nicht eine Hoffnung gegen alle Realität, gegen die tägliche Erfahrung? Muß man nicht angesichts des Elends, des Leides, der Gewalt, der ständigen Verschlechterung der wirtschaftlichen Situation vor Wut und Ohnmacht verstummen? Im Gottesdienst kamen diese Anliegen der Menschen zur Sprache, nicht in allgemeinen Formulierungen, sondern konkrete Schicksale wurden erzählt. So kann aus dem gemeinsamen Feiern und Beten neue Hoffnung, neuer Geist erstehen. Diese Messe, die wir mit dem Volk feierten, gab diese Kraft, gab Zuversicht. Die weißen Margeriten und Asters wurden zum Symbol für die Kraft des Lebens und Glaubens.

2. Pucara – eine Pfarre im Andenhochland

Zu zweit oder dritt gingen wir in verschiedene Pfarren, um dort für einige Tage mitzuleben. Die Gemeinde von Pucara im Andenhochland teilt sich auf in drei Hauptorte und ungefähr 40 Dörfer. Die Bevölkerung lebt von Landwirtschaft und Handel. Pucara hat eine lange Tradition in der Keramikproduktion, mangels Elektrizität ist die Keramik von minderer Qualität. In Pucara existierte ein Projekt der EG, dessen Ziel die Verbesserung der Landwirtschaft war. Mangelnde Kenntnis der Situation vor Ort, der Bevölkerung und ihrer Kultur, aber auch die geringe Kooperation mit Staat und Kirche und überzogene Bürokratie brachten das Projekt zum Scheitern. Die Ingenieure aus Europa leben auch lieber in Puno als in dieser gottverlassenen Gegend. Es ist ein Einzelbeispiel, es dürfte aber symptomatisch für europäische Entwicklungshilfe sein, die meist viel mehr sich an den Bedürfnissen der Geberländer orientiert als an den Bedürfnissen jener Menschen, denen geholfen werden soll. Auch denke ich noch immer an den Fußballplatz, der von einer deutschen Entwicklungshilfeexpertin als Errungenschaft für die Armen gepriesen wurde, in Wirklichkeit aber dem Militär als Landeplatz für

Hubschrauber dient. Wem dient Entwicklungshilfe? Was sind die Interessen und Beweggründe?

Pucara war eine Pfarre, die von einem Pastoralassistentenehepaar geleitet wurde. Marie-Theres war Krankenschwester, sie betreute im Pfarrhaus auch eine kleine Hausapotheke, aus der die Indios Medikamente zu einem vertretbaren Preis bekamen. Michael unterrichtete auch am Seminar in Juliaca Kirchengeschichte.

Frauengruppen und Frauenarbeit

Marie-Theres war Verantwortliche für Frauenarbeit im Surandino. Sie erzählte, wie mühsam es sei, kontinuierliche Frauenarbeit aufzubauen. Erstens ist der Widerstand der Männer zu nennen, die diese Zusammenkünfte als verschwendete Zeit ansehen, in der die Frauen nichts verdienen. Zweitens müssen die Frauen erst lernen, sich selber wahrzunehmen, sich als Person mit Rechten zu fühlen, die Sinnhaftigkeit von gemeinsamer Arbeit zu erkennen, und sich für ihre Sache einzusetzen. Sie müssen erst ihre eigene Identität entdecken und nicht die von den Männern geliehene Identität weiterleben. Die Frauen verstehen sich zunehmend als Verteidigerinnen des Lebens (so ein Hauptthema ihrer gemeinsamen Arbeit). Als eine Folge der großen Dürrekatastrophe 1983 organisierten sich die Frauen in den *Comunidades* und übernahmen die Lebensmittelhilfen und deren Verteilung. Die Frauen mußten sich ihr Recht erkämpfen, ihre Clubs selber zu leiten und keine Männer als Leiter vorgesetzt zu bekommen. Aus diesen, aus der unmittelbaren Not entstandenen Organisationen wuchsen die jetzigen Frauenclubs, deren Ziel die gemeinsame Reflexion ihrer Situation und deren Verbesserung, aber auch eine wachsende Solidarität untereinander ist. Die Frauenclubs traten der Bauerngewerkschaft als Unterorganisation bei, ein wichtiger Schritt aus der Privatheit heraus in die Öffentlichkeit und gewerkschaftliche Organisation. Sie müssen demokratische Regeln in ihren Gruppen einüben. Ein Beispiel dafür war die Frauenreunión, an der ich teilnehmen konnte: Eine Delegierte für das regionale Treffen in Puno war zu wählen. Die Frauen einigten sich ohne Diskussion auf eine Kandidatin, bis eine jüngere Frau aufstand, um sich als weitere Kandidatin zur Verfügung zu stellen. Sie meldete sich zu Wort und zählte auf, warum sie sich für diese Aufgabe geeignet fühlte. Damit hatte sie sich über alte Traditionen hinweggesetzt, die dem Alter den Vorsprung einräumen.

In der Arbeit, die den ganzen Tag ausfüllte, wurden vor allem die Vorkommnisse in den einzelnen *Comunidades* besprochen, im Spiel wurde aufgearbeitet, was in den letzten Wochen geschehen war. Anhand der Bibel wurden diese Fragen des Alltags reflektiert, vor allem die Frage der Gewalt, die Frauen besonders und verschärft trifft. Nicht nur die Frage der terroristischen Gewalt und der Militärgewalt kam zur Sprache, genauso wurde über die

Gewalt in den Familien, die Gewalt der Männer, der Lehrer, der Händler gesprochen. Anschließend wurden wieder im Spiel neue Möglichkeiten erprobt, Handlungskompetenzen für die Zukunft entwickelt.

Wenn wir die Situation der Armen kennzeichnen als Marginalisierung, so sind es gerade die Frauen, die unter vielfacher Unterdrückung leiden, weil sie Frauen sind. „Das ärgste, was einem Menschen in dieser Gesellschaft zustoßen kann, ist eine Frau zu sein, und dazu noch arm und Schwarze oder Indianerin.“²

Die Lateinamerikanische Gesellschaft ist geprägt von *Machismo* und Frauenunterdrückung. Oder ist der *Machismo* hier nur gesellschaftsfähiger, d.h. er wird offener ausagiert? Wir finden in unserer Kirche genau die gleichen Strukturen, zunehmend wird die Situation für Frauen in der Kirche unfreundlicher, wenn nicht gar ablehnender. Wie die *Campesinas* sich ihr Recht erkämpfen müssen, bei einer Prozession auch die Marienstatue tragen zu dürfen, so müssen wir mehr den je immer wieder unser Recht zu reden und angehört zu werden erkämpfen, das uns in der Männerkirche, aber auch im männlich dominierten akademischen Bereich verweigert wird. Warum waren – so frage ich mich – von 20 Teilnehmern dieser Reise nur drei Frauen?

Eine andere Frage drängt sich immer mehr auf. Wie hängen *Machismo* und Katholizismus zusammen. Ist es reiner Zufall, daß es sich bei allen Ländern, in denen der *Machismo* gesellschaftsfähig ist, um vorwiegend katholische Länder handelt?

Hier wie drüben sind Frauen Trägerinnen der religiösen Erziehung und der Volksfrömmigkeit. Auffallend war für mich die Marienverehrung. Maria als eine Identifikationsfigur, die still im Leiden ausharrt, oder Maria als die Rebellin aus dem Volk? Ich denke, beides hat seinen Platz. Maria als leidende Frau wird zur Identifikationsfigur, die den Frauen hilft, jeden Tag Kraft zu schöpfen, trotz des Leides nicht zu verzweifeln, diese Identifikation gibt ihnen ihre Würde als Leidende. Unbrauchbar aber ist jenes Marienbild, das von Männern eingesetzt wird, um die dienende Rolle der Frau religiös und theologisch zu legitimieren. Maria aber, die Rebellin, die im Vertrauen auf Gott auf Veränderung hofft, an Befreiung glaubt, macht den Frauen Mut zum Kampf.

Ehepastoral

Fünf bis sechs Ehepaare kommen zur Vorbereitung auf die Trauung. Alle Paare leben schon lange zusammen, nur ein Paar hat keine Kinder. Bei den Indios gibt es ein eigenes Ritual, wenn Mann und Frau zusammenziehen. Dieses wird von den Eltern vollzogen. Erst wenn Geld da ist für eine Trauung,

² Bischof Erwin Kräutler (Brasilien) in einem Vortrag am 4.3.1991 in Wiener Neustadt, Österreich (Broschüre des Vorarlberger Kirchenblattes und der Selbstbestuerungsgruppe Bischof Kräutler).

wenn „Paten“ die Finanzierung übernehmen, wird kirchlich geheiratet. Wie paßt hier die gängige europäische Ehepastoral und Ehemoral? Geht sie nicht an der Situation und am Verständnis der Betroffenen völlig vorbei, wird sogar zur Farce?

Liturgie

Wir nahmen an Gottesdiensten und Prozessionen in verschiedenen *Comunidades* teil, an Hochzeiten und Taufen. Die Liturgie ist europäisch, Wortgottesdienst und Kommunionfeier. Wichtig sind *Fiestas* zu Ehren der Madonna, deren Statue geschmückt über Land getragen wird. Anschließend an den Gottesdienst und die Prozession wird getanzt und gefeiert.

Fiesta bei einer Mestizenfamilie, der das ganze Tal gehört: Auffallend ist die reich geschmückte Marienstatue im Vergleich zu jener in einem kleinen Dorf vor einigen Tagen. Die *Campesinos* schließen sich nicht der Prozession an. Der Ausschluß der Armen macht die Liturgie zum Herrschaftsinstrument. Nur zögernd kommen die *Campesinos* der Aufforderung Michaels zur Teilnahme nach. Jahrhunderte alte Strukturen lassen sich nicht so rasch überwinden. Das Magnifikat wird als Evangelium gelesen, Michael legt es in der Predigt befreiungstheologisch aus. Die Konsequenz ist ein Mittagessen in eher frostiger Atmosphäre im Kreise der Großgrundbesitzer. Die Frauen der Familie fehlen auch einige Tage später bei einer *Reunión*.

Die Gottesdienste werden zweisprachig gehalten, Spanisch und *Quechua*. Wir lernen einige *Quechua*-Lieder, um mitsingen zu können. Der Unterschied könnte nicht größer sein: die spanischen Lieder klingen flott, kämpferisch, laut. Die *Quechua*-Lieder hingegen erzeugen eine ganz eigene Atmosphäre. Eine andere Form von Mystik wird hier spürbar, wehmütig und langsam ist die Melodie, eher traurig und getragen. Ähnlich geht es mir bei den Tänzen bei den anschließenden *Fiestas*. Zu den Klängen einer lauten, meist sehr eintönigen Musik tanzen wir endlose Tänze – so kam es mir jedenfalls vor – im Staub unter der unbarmherzigen Sonne des Hochlandes. Diese Tänze sind nicht fröhlich und ausgelassen, sondern schwer und bedächtig. Zaghafte Lächeln kann uns über unsere Fremdheit nicht oder nur wenig hinweghelfen, es gelingt nicht, die Fremdheit zu überbrücken. Die Akzeptanz des anderen als anderen? Viel mehr als Geschwisterlichkeit und Solidarität ist bei mir Unsicherheit und Fremdheit im Vordergrund. Ich muß mir immer wieder meiner Besonderheit als „Gringa“, als Fremde aus dem reichen Europa bewußt sein, um die Indios in ihrer Eigenart, in ihrer Fremdheit wahrzunehmen, um durch diese Akzeptanz zu einer echten Solidarität zu gelangen.

Ich mußte auch viele Vorstellungen von Kirche in Lateinamerika korrigieren, mit meiner Enttäuschung fertig werden, daß ich hier nicht eine „Bilderbuch-Basisgemeinde“ erlebte, wie sie oft in Europa als romantisierte und ideali-

sierte Vorstellung herumgeistert. Pucara war alles andere als ein Vorzeigbeispiel. Diese Gemeinde zeigte deutlich den schwierigen Weg von einem jahrhundertealten Versorgungschristentum zu einer mündigen Gemeinde.

Die Pacha Mama Verehrung

Eines Abends waren wir eingeladen zu einem Ritus anlässlich der Kirchenrenovierung. Es war ein Ritus an die *Pacha mama*. Wenig Ahnung hatte ich davon, als ich in den Gemeinderaum ging.

Pacha mama – Mutter Erde – zu ihr haben die Indios seit jeher eine tiefe und innige Beziehung. Von der Mutter Erde leben sie – von den Ziegeln für ihre Häuser bis zur Nahrung nehmen sie alles von ihr, bis sie wieder in sie zurückkehren. „Der Boden, die Mutter Erde ist in der indianischen Kultur der Ort des kollektiven Gedächtnisses des Volkes, seiner Geschichte, der Ort von Spiel und Arbeit, wo man Lebens- und Todesriten feiert.“³ Die Campesinos haben eine völlig andere Beziehung zur Erde als wir Europäer. Hier lernen wir von den Indios, was Ehrfurcht und Verehrung bedeutet. Dieser Kult ist eine Herausforderung an uns, es wäre zu billig, ihn als heidnisch abzutun oder ihn sofort christlich zu interpretieren mit der Frage nach dem zulässigen Synkretismus im Hinterkopf.

Strikte Ablehnung oder voreilige „Taufe“ dieser „heidnischen“ Riten ist neokolonialistisches Gehabe, damit wird diese Frömmigkeit für uns beherrschbar und erspart uns den so notwendigen Dialog mit dem Anderen. Gerade durch so einen Dialog können wir uns aber der eurozentrierten Prägung des Christentums bewusst werden, er stellt die Chance dar, diesen Zentralismus in der Theologie aufzubrechen. Wie rasch entscheiden wir, was christlich sein darf und kann und was nicht. Inkulturation des Evangeliums wird auch ein Abschiednehmen von altgewohnten Denkweisen und Scheinwissen sein, ein schmerzliches Umdenken, das zuallererst Unsicherheit zurückläßt. Inkulturation des Evangeliums in die Kultur der Indios darf nicht noch einmal von Europa aus geschehen, sondern wir müssen hinhören, wie die Indios das Evangelium in ihrer Sprache, ihrer Kultur, ihrer Erfahrungswelt auslegen.

Der Ritus ist einfach und ergreifend, gemurmelte Gebete und Weihrauch erfüllten den Raum, aber auch der Geruch von Alkohol, tranken wir doch während der Gebete immer wieder auch Schnaps und kauten Kokablätter. Bei jeder Liturgie, besonders aber bei der Verehrung für die *Pacha mama* war für mich wohltuend, wie viel Zeit sich die Campesinos dafür nehmen, keine Hast und Eile entleeren den Ritus.

³ P. Süß, Theologie angesichts der ethnischen Vielfalt, in: Orientierung 49 (1985), Nr. 21, 231.

Theologie der Befreiung – Begegnung mit einer befreienden Kirche?

Ich wehre mich gegen eine romantisierende und idealisierende Darstellung der Situation der Kirche und des Volkes in Lateinamerika. Damit nehmen wir die Menschen nicht ernst, sondern wir machen uns ein Bild, das geleitet ist von unserem Verständnis oder mehr noch von unseren Wünschen von Kirche und Theologie, ein Bild, das uns die Auseinandersetzung erspart. Kirche dort lebt genauso gut oder schlecht wie in Europa. Der Kontinent ist zwar vordergründig katholisch, die Gesellschaft weitgehend von der Kirche geprägt, aber gerade auch von einer hierarchischen Kirche, in der sich manche Probleme verschärfen, w.B. Macht, Fundamentalismus, Politik und Kirche, Sekten...

Wir hatten fast nur mit ausländischen Priestern und Pastoralassistenten zu tun – Neokolonialismus der Kirche?

Wann wird aus Solidarität Bevormundung? Die Autoritätsgläubigkeit der Campesinos ist groß, sind hier nicht neue Abhängigkeiten entstanden? Strömungen in der Kirche setzen auf dieses Abhängigkeits- und Unmündigkeitsverhältnis, setzen weiterhin auf eine defensive Pastoral, auf reinen Sakramentalismus. Es macht Angst, wenn Stimmen immer lauter werden, die eine Neuevangelisierung, eine neue geistliche Eroberung, ähnlich der ersten Eroberung fordern.

Aber: muß nicht den Campesinos, die jahrhundertlang Menschen zweiter Klasse waren, zuerst von außen zugesagt werden, daß sie ihre Menschenwürde haben, muß ihnen ihr Menschsein, nicht gerade von denen, die es ihnen jahrhundertlang abgesprochen haben, endlich gesagt und spürbar gemacht werden? Muß nicht von uns die Hand ergriffen werden, die sie uns nicht geben wollen, weil sie schmutzig ist. Und doch ist die Gefahr neuer Abhängigkeiten gegeben, eine väterlich/mütterliche Versorgung statt partnerschaftlichen Dialog zu entwickeln.

Leicht ist es gefordert: das Volk, die Armen, sind das Subjekt von Pastoral und Katechese, wie schwer ist es aber – auch für das Volk – Abschied zu nehmen von einer Versorgungspastoral, erste kleine Schritte der Selbständigkeit zu machen, ihr Leben und ihren Glauben selber in die Hand zu nehmen.

Stellung der Laien: Viele *Comunidades* werden von ausländischen Laien geleitet. Die Gottesdienste sind daher Wortgottesdienste mit Kommunionfeier. Ob das den Feiernden bewußt ist? Ich spüre Unbehagen, denn ich sehe diese Situation nicht als eine Aufwertung der Laien sondern eine Klerikalisierung, deren äußere (aber nicht unbedeutende) Symbole die priesterlichen Gewänder sind. Daß der „padre“ eine Frau hat, stört nicht, ganz im Gegenteil: ein zölibatär lebender Mann ist für die Indios aus ihrer Kultur heraus nur schwer akzeptierbar. Ein Mann ist erst erwachsen, wenn er verheiratet ist. Dieses fehlende Zölibatsverständnis ist sicher einer der Hauptgründe für den

mangelnden einheimischen Priesternachwuchs. Ein weiterer Grund ist aber die jahrhundertlang behauptete Unwürdigkeit der Indios für das Priesteramt.

3. Ein Rückblick als Ausblick?

Was ist geblieben von den Erfahrungen, Eindrücken, wie kann ich für mich diese Reise zusammenfassen?

Durch die Reise und vor allem die anschließende Beschäftigung mit der Kirche in Lateinamerika seit 500 Jahren hat sich mein Blick geschärft, bin ich sensibler geworden für jene Kirche, die offizielle Kirche, die sich rüstet, 500 Jahre Christianisierung zu feiern und zugleich das Programm der Neuevangelisierung für die ganze Welt zu verkünden. Wie unerträglich klingen angesichts der Geschichte der Eroberung triumphalistische Töne, damals und heute. Warum gelingt nicht jenes Schuldbekenntnis, wie es ein Teil der lateinamerikanischen Bischöfe beabsichtigte? Wie schwer sich Kirchenmänner auch heute noch mit der Geschichte und der heutigen Ausbeutungssituation tun, zeigen immer wieder die Papstreisen und die Ansprachen Johannes Pauls oder Gespräche der offiziellen Kirche mit Vertretern der Ureinwohner.⁴ Verschärft hat sich auch mein Blick für Unrechtsstrukturen, die theologisch legitimiert werden, für menschenverachtende Strukturen in Gesellschaft und Kirche. Wie weit muß und darf Kirche politisch sein. Der Verdacht liegt nahe, besonders angesichts des Beispiels von Haiti (die politische Haltung des Erzbischofs und sein Naheverhältnis zum Unrechtsregime), daß politisches Engagement solange toleriert, wenn nicht sogar begrüßt wird, solange es der Aufrechterhaltung bestehender Verhältnisse dient, die unrühmliche Allianz zwischen Klerus und Mächtigen im Lande unterstützt und nährt. Kirche als hierarchisch verfaßte Gemeinschaft kann sich nicht solidarisieren mit demokratischen Strukturen. Dies ist nicht nur in Lateinamerika zu beobachten. Auch in Europa wird politisches Engagement unterschiedlich beurteilt. Die kirchlichen Auseinandersetzungen um die Theologie der Befreiung, die gezielte Politik Roms in der Besetzung der Bischofsstühle, die Verurteilung des politischen Engagements, des radikal geänderten Kirchenbildes zeigt immer deutlicher die restaurativen Bestrebungen der Hierarchie, läßt immer weniger Hoffnung auf eine Veränderung der Kirche in Richtung „Volk Gottes“ zu.

Die Rede vom „interlocutor“ der Theologie

Die *interlocutores* der Befreiungstheologie sind die Armen. Nehmen wir diesen Begriff für uns ernst und fragen nach unseren *interlocutores*, so müssen wir zuerst einmal ein brauchbares deutsches Wort dafür finden. Es kann

⁴ H. Goldstein (Hg.), *Der gekreuzigte Kontinent. 500 Jahre Evangelisierung Lateinamerikas. Eine Anhörung von Ureinwohnern Mexikos*, Wuppertal 1991.

meines Erachtens nicht mit Adressat übersetzt werden, weil dieser Begriff wieder nur eine Einwegkommunikation angibt, nämlich den Glauben an jemanden weiterzugeben. *Interlocutor* muß übersetzt werden mit „Gesprächspartner in einem dialogischen Kommunikationsprozeß“, oder, um ein altmodisches Wort zu verwenden, „Partner in einem Zwiegespräch“. Der Begriff „Zwiegespräch“ beschreibt meines Erachtens noch mehr die Dimension des Aufeinander-Hörens und Zueinander-Sprechens. Wie mir einige Studenten aus Lateinamerika versicherten, wird „interlocutor“ dann verwendet, wenn das Gespräch in eine freundschaftliche Beziehung eingebettet ist.

Für Europa können wir nicht so einfach festmachen, wer unsere *interlocutores* sind. Es führt auch nicht allzuweit, nach den Armen bei uns zu fragen, eher schon nach denen, die marginalisiert sind, von politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Strukturen an den Rand gedrängt werden, nach jenen, die aus dem System herausfallen, das durch Instrumentalisierung und Funktionalisierung geprägt ist. Wo haben wir TheologInnen ein „Mindestmaß an Kontakt“⁵ mit der Welt der Marginalisierten bei uns, ein Mindestmaß auch an emotionalem Kontakt? Machen wir die Situationsanalyse wirklich mit den Betroffenen, lassen wir uns von ihnen sagen, wie sie ihre Situation sehen um dann in weiteren Schritten zu Urteil und Handeln zu gelangen?

Umgang mit Wut und Ohnmacht durch Phantasie und Kreativität?

In vielen Gesprächen in Peru aber auch heute bei Unterricht und Vorträgen spüre ich immer wieder Wut und Ohnmacht, die mich lähmen, angesichts der Unrechtsstrukturen, der Ausbeutung, der unvorstellbaren Armut und des Leides. Wer von uns kennt nicht die stereotype Frage: „Und was sollen wir tun?“ Diese Frage verrät die Sehnsucht nach fertigen Rezepten, nach raschen Lösungen, ist der Versuch, dieser Ohnmacht auszuweichen. Ich meine aber, nur wenn wir uns bewußt dieser Lähmung stellen, werden wir Phantasie und Kreativität gewinnen, etwas zu tun, ohne in Aktionismus und Selbstberuhigungsprogramme zu geraten.

Hoffnung für die Kirche bei uns?

Wir können nicht in unseren Gemeinden von Basisgemeinden träumen, sondern wir müssen uns der Notwendigkeit stellen, neue Orte der Pastoral auch außerhalb der Gemeinden aufzusuchen.

Gemeindebildungen in Europa werden eher dort geschehen, wo eine Verbindlichkeit durch ein gemeinsames Engagement entsteht, unter Betroffenen, den um die Zukunft Besorgten, als bei den Versorgten und Umworbenen. Neue Gemeinden entstehen an Orten der Diakonie, an Orten der praktischen und politisch-strukturellen Diakonie, d.h. in den europäischen Befreiungsbewegungen wie Friedens-, Ökologie- und Frauenbewegung. Im

⁵ L. und C. Boff, *Wie treibt man Theologie der Befreiung?* Düsseldorf 1986, 33.

Einsatz für ein besseres Leben, im Kampf gegen Unterdrückung und Ausbeutung von Natur und Mensch, im Konziliaren Prozeß geschieht Zeugnis des Lebens und Verkündigung. Christliche Botschaft wird zur Alternativbotschaft gegen die menschenverachtende Politik und Wirtschaft, Kirche wird zur Alternativ- und Kontrastgesellschaft in der Welt.

Man muß sprechen

Man muß sprechen,

obgleich unsere Stimmbänder
einst, wenn sie das ihre getan haben,
völlig unbrauchbar sein werden.

Man muß die Stimme erheben,
obgleich sie uns um Schweigsamkeit
bitten,

denn die Geschichte lehrt uns,
daß sich auch Gründe finden lassen
für das Sterben
und das Töten.

Man muß rufen,

obgleich sie uns einsperren /
und es wagen,
mit sieben Schlüsseln die Freiheit zu
verschließen,
die allein uns gehört.

Ihre Kerker und sklavischen Wächter
wären dann zuwenig für ein ganzes
Volk.

Man muß schreien

obgleich sie uns die Zunge
abschneiden,
den Hunden zum Fraß vorwerfen in
Fetzen gerissen;
auch wenn sie unsere Nerven, unsere
Körper verletzen
mit Elektroschocks, mit Folter.

Das Echo unserer Stimme, unserer
ersten Stimme,
würde weithin um die Welt gehen
und die Gewissen wachrütteln.

In einem kleinen Tontopf

Wie sehr wünsche ich heute,
jetzt, wo die Sonne
ihre Lichtflügel einzieht,
daß wir in einem kleinen
Tontopf
all unsere Sorgen und Freuden,
alle, zusammenfügten.

Wie sehr wünsche ich heute,
jetzt, wo die Sonne
ihre Lichtflügel einzieht,
daß wir mit Kindergeduld
unsere Sorgen und Freuden,
eine um die andere
in einen anderen Topf schöpften.
Und daß wir zulassen,
daß sie sich verbinden,
daß sie sich mischen,
daß sie sich verlieren,
daß sie zu Schwestern werden.

Luis Zambrano, En una ollita de Barro, 1988 – ausgewählt von *Regina Brandl*. Zitiert nach:
En camino... unterwegs mit Christen hier und daheim. Rundbrief des Pastoral-Teams
Pucara/Peru Nr. 15/1988.

*Sie können die Blumen abschneiden,
aber der Frühling kommt immer wieder.*

Jeder Tropfen Blut,
Jede Träne,
Jedes durch Kugeln erloschene Schluchzen,
Jeder Schreckenschrei,
Jedes Stück Haut
herausgerissen durch den Haß
der Anti-Menschen
wird blühen.

Der Schweiß, der herausquoll
aus unserer Angst,
als wir vor der Polizei flohen,
und der Seufzer, der
im innersten unserer Furcht verborgen,
wird blühen.

Wir haben tausend Jahre Tod gelebt
in einem Vaterland
das ganz sein wird,
„Ein ewiger Frühling“.

Julia Esquivel Velasquez, vorgelegt von *Egon Spiegel*.